

*Allen treuen Seelen auf zwei und vier Beinen gewidmet,  
die jeden Tag den aufrichtigen Gang versuchten,  
damit das Leben an Land für Amanda  
ein bisschen lebens- und liebenswerter werden konnte.*

**Paula Grimm**

**ORCA**  
**Zeit der Schatten**

*ROMAN*

© 2017 Paula Grimm  
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.  
2. Auflage

Verlag: Windsor Verlag  
ISBN: 978-1-627844-40-6

Umschlaggestaltung: Julia Evseeva  
Titelbild: Mia Bernauer  
Korrektorat: Windsor Verlag  
Layout: Julia Evseeva

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

*Die Handlung und die handelnden Personen dieses Buches sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit toten oder lebenden Personen oder Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ist nicht beabsichtigt und wäre rein zufällig. Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten und die Handlungen der Personen dieses Buches sind frei erfunden. Ähnlichkeiten zu wahren Ereignissen oder Personen sind komplett fiktiv.*

## Inhaltsverzeichnis

KAPITEL 1 – Schriftstücke .....	7
KAPITEL 2 – Nur Geplänkel? .....	24
KAPITEL 3 – Ein Comic und abstrakte Tiere .....	33
KAPITEL 4 – Trautes Heim .....	37
KAPITEL 5 – Familie Storni .....	52
KAPITEL 6 – Das Ende eines Tages .....	56
KAPITEL 7 – Fast alles wie Buttercremetorte .....	64
KAPITEL 8 – Das erste Wortgefecht .....	72
KAPITEL 9 – Der Todesfall des Froschkönigs .....	84
KAPITEL 10 – Amanda und das Phantom .....	95
KAPITEL 11 – Erste Auswirkungen einer Homestory .....	103
KAPITEL 12 – Amandas Fotobuch .....	110
KAPITEL 13 – Luchsjagd .....	133
KAPITEL 14 – Die Webrechts .....	140
KAPITEL 15 – Drei Ratsherren und eine nächtliche Erkenntnis ....	145
KAPITEL 16 – Vieraugengespräche .....	149
KAPITEL 17 – Amanda und Bruno .....	155
KAPITEL 18 – Amandas Reisen .....	163
KAPITEL 19 – Wer spinnt? .....	168
KAPITEL 20 – Ein gelungener Wochenendstart? .....	171
KAPITEL 21 – Eine Party mit Überraschungen .....	179
KAPITEL 22 – Volle Kraft voraus mit Krafftieren .....	193
KAPITEL 23 – Amanda und Alma .....	202
KAPITEL 24 – Vergebene Liebesmüh .....	206
KAPITEL 25 – Weitere Wortgefechte .....	214

KAPITEL 26 – <b>In der Höhle des Froschkönigs</b> .....	223
KAPITEL 27 – <b>Hilferufe</b> .....	231
KAPITEL 28 – <b>Zur Hölle</b> .....	241
KAPITEL 29 – <b>Fromme Männer</b> .....	246
KAPITEL 30 – <b>Vaterpflichten</b> .....	253
KAPITEL 31 – <b>Treue Seelen</b> .....	264
<b>Danksagung</b> .....	271

# KAPITEL 1

## Schriftstücke

*„Amanda ist das größte Arschloch!*

*Das weiß bei uns längst jeder doch! Knallt sie ab wie einen Köter.*

*Sonst wird sie nur noch blöder.“*

Das stand rot auf schwarzer Pappe genau mitten auf der grünen Tafel. Es war die erste Stunde nach den Herbstferien des Jahres 1999. Die Schüler der Acht-b mussten auf eine Vertretung für ihre Deutschlehrerin Frau Wittkamp warten. Amanda hatte erst beim zweiten Klingeln den Schulhof betreten. Sie war als Letzte in das Klassenzimmer gekommen. Sie hatte heute Rika und Dian zur Schule bringen müssen. Dian war sehr bockig gewesen, hatte sich auf dem Schulweg mehrfach auf den Boden geworfen, bis Amanda sich dazu entschieden hatte, ihn das letzte Stück des Weges zu tragen. Darüber war er so wütend geworden, dass er nicht nur kräftig mit Armen und Beinen gezappelt hatte. Er hatte ihr auch in die linke Schulter gebissen.

Amanda saß immer hinten in der Klasse. So versperrte sie auf keinen Fall jemandem die Sicht. Inzwischen war sie zu einer Größe von 1,98 Metern aufgeschossen. Sie musste an Genòvieves Platz vorbei.

„Welcome back, Visage Fritte!“, zischte diese.

Noch hatte Amanda nicht zur Tafel hinübergesehen. Doch die Beschimpfung war ihr natürlich nicht entgangen. Genòvieve und Amanda waren Feindinnen, seit sie einander kannten. Und sie kannten sich seit ihrem ersten gemeinsamen Jahr im Kindergarten. Amanda hatte gleich eine Abneigung gegen Genòvieve gespürt und war ihr deshalb anfangs aus dem Weg gegangen. Doch jede Form der Nichtbeachtung duldet die hübsche, kleine Blondine nicht. So hatte sie sich von Anfang an angewöhnt, Amanda nach allen Regeln der Kunst zu reizen. Aber die Zeiten, in denen Amanda jedes Mal auf die Sticheleien der Feindin eingegangen war, waren lange vorbei. So schaffte sie es meist, nicht mehr handgreiflich gegen ihre Rivalin zu werden. Dieses Mal gelang es ihr sogar, überhaupt nicht zu reagieren. Sie ging gelassen an Genòvieves Platz vorbei.

Amanda war daran gewöhnt, wegen ihres Gesichts verspottet zu werden. Außer „Visage Fritte“ wurde ihr von ihren zahlreichen Gegnern auch „Bratmaul“ oder „Brandfresse“ nachgerufen.

Auch vor dem Unfall mit dem heißen Frittierfett, das weite Teile des Gesichts und des Oberkörpers zerstört hatte, war Amanda kein niedliches Kind gewesen. Dafür war sie zu groß geraten. Darüber hinaus sah sie von jeher so aus, als habe jemand unbedingt einen Menschen formen wollen, aber zu Beginn der Feinarbeit die Lust verloren. Seit nunmehr sieben Jahren sah das Gesicht gefleckt aus und nur ganz selten breitete sich darauf ein Ausdruck aus, da auch die Nerven teilweise zerstört worden waren. Die Augenlider hatten aus Eigenhaut, die aus Amandas Zellen im Labor gezüchtet worden war, nachgebildet werden müssen.

Wunderbarerweise waren die Augen selbst vollkommen unversehrt geblieben. Und diese Augen hatten es in sich. Denn sie verfügten über eine außergewöhnliche Ausstrahlung und Anziehungskraft. Und sie konnte nichts dagegen tun, dass ihr Blick für alle Menschen, die ihr begegneten, eine Herausforderung war, die ihre Mitmenschen dazu veranlasste, Stellung zu beziehen, ebenfalls ihre Wesensart zu zeigen. Amandas Wesen, das aus ihren Augen sprach, polarisierte nicht einfach nur, um Amanda zu zeigen, wer Freund oder Feind war. Diese Augen förderten ans Tageslicht, wie ein Mensch, der Amanda begegnete, im Grunde seines Herzens und seiner Seele war. Wie zwingend dieses Phänomen war, merkten viele Menschen oft nicht einmal oder erst nach geraumer Zeit. Dafür war vor allem Amandas eigentlich sehr offene und freundliche Art verantwortlich. Darüber hinaus gibt es genug Möglichkeiten, einem Menschen so schnell und oberflächlich in die Augen zu blicken, dass der Blick unverfänglich wirkt. Amandas Augen waren groß und blau mit einem schwarzen Glanz im Hintergrund. Sie passten hervorragend zu Amandas Haar, das kräftig und schwarz mit einem blauen Glanz darin war. Amandas Augen glänzten meist lebendig, freundlich und aufgeschlossen. Doch dieser weiche Glanz täuschte nie darüber hinweg, dass er zu einem entschlossenen und in gewisser Weise sogar harten Menschen gehörte. Ihr Blick sprühte vor Intelligenz und wirkte auf eine unerklärliche Art alterslos.

Es gab nicht nur viele Menschen, die den Anblick ihres verbrannten Gesichts nicht ertrugen. Ebenso viele Menschen konnten ihr auch nicht direkt und ausschließlich in die Augen sehen. Denn die Weisheit, die aus diesen Augen sprach, war so stark und ungewöhnlich, dass die meisten Menschen dem, was sie in diesen Augen sahen, nicht oder nicht lange standhielten und ihre Augen so bald als möglich abwenden mussten. Und auch diejenigen, die Amanda liebten, gewöhnten sich nie ganz an das,

was sie in ihren Augen sahen. So hatte sich ihre Großmutter väterlicherseits, Hanna Wilke, immer wieder über die Ein-, Um- und Voraussicht, die aus Amandas Augen sprachen, gewundert, und sie hatte bei sich gedacht: „Da weiß man gar nicht, woher diese Weisheit kommt, ob sie von dem kommt, was diese Augen schon haben sehen müssen, oder von dem, was sie in Zukunft noch sehen werden!“

Amanda setzte sich auf ihren Platz. Sie legte ihre Sachen auf den Tisch. Dann blickte sie zur Tafel hinüber. Ihr entging keineswegs, wie beeindruckend die Zeilen an der Tafel allein durch ihre Anbringung und Farbgebung auf alle wirken mussten, die sie sahen. Ihr entging ebenfalls nicht, dass irgendetwas mit diesem Vierzeiler ganz und gar nicht stimmte. Doch war es ihr unmöglich, die Sache auf Anhieb vollkommen zu begreifen. Sie war einfach noch nicht richtig in der Klasse angekommen. Und dann war da auch noch diese Stille. Es war eine unnatürliche Stille für ein Klassenzimmer, in dem sich dreizehn- und vierzehnjährige Schüler befanden. Solche gespannten Situationen riefen bei Amanda immer denselben Tagtraum hervor.

Es war ein Unfall gewesen. Dieser Unfall war am Ostermontag 1998 passiert. Die ganze Stadt wusste davon. Alle kannten die Schlagzeilen, die über dieses Unglück verbreitet worden waren, in- und auswendig, was die meisten glauben machte, sie wüssten über die Sache genau Bescheid. Denn alle regionalen und verschiedene überregionale Zeitungen hatten über diesen Todesfall ausführlich berichtet. Auch ein Fernsehteam war bereits eine Dreiviertelstunde nach dem Unglück vor Ort gewesen. Und der Beitrag war am nächsten Tag im Morgenmagazin ausgestrahlt worden.

Sein Name war Bernulf Rademacher, und er war mit Amandas Mutter Regina verheiratet gewesen. Er hatte, wie man so sagt, in Immobilien gemacht und stand zudem am Beginn einer politischen Karriere. Amanda und ihr Vater Richard hatten ihn scherzhaft den Froschkönig genannt. Und dieser Name passte wie die Faust aufs Auge. Denn Bernulf Rademacher war ein Mann mit wenigen Haaren, hervorstehenden grünen Augen, kurzen Armen, einem gedrungenen Körper und langen Beinen gewesen. Und auch der Klang der Stimme hatte diesen Spitznamen nahegelegt.

Da war der Todesfall des Froschkönigs in dem Alptraum. Und da war die Zeit, die inzwischen verstrichen war, eineinhalb Jahre, die ebenfalls in dem Tagtraum deutlich ihren Ausdruck gefunden hatte.

Und es ging immer so: „Ohne die Filme kannst du mir sowieso nichts anhaben!“, quakt der Froschkönig. Und dann lacht er auch noch so. Er legt seine Hand fest auf ihren Arm. – Gefrierbrand! – Amanda warnt ihn.



Er verhöhnt sie weiter. Er legt seine Hand noch fester auf ihren Arm. Er versucht, sie gegen die Küchenwand zu drängen. Amanda nimmt all ihre Kraft zusammen. Sie stößt ihn von sich weg. Er fällt auf das Schachbrettmuster des Fußbodens. Er bleibt liegen. Die Gewissheit seines Todes sickert durch die Ewigkeit einer Sekunde zu ihr herüber und durch sie hindurch. – Brandfrost! – Amanda schließt die Augen. Sie öffnet sie aber gleich wieder. Und er liegt immer noch reglos da, auf den schwarz-weißen Fliesen. Sein Grinsen ist auch immer noch da. Aber es ist verschoben. Denn sein Fleisch ist zurückgegangen und ausgetrocknet wie bei der Verwesung.

Dass er genauso daliegt, gibt der zusammengeschrumpften Zeit, die inzwischen verstrichen ist, ihren angemessenen Ausdruck. Und der blonde Junge in Amandas Alter, der mehr Reginas Sohn ist als Dian, nicht nur, weil er eine ältere Geschichte mit Regina und Amanda hat, steht in der Küchentür und hält Maulaffen feil. Und er macht sein übliches Gesicht, halb beleidigt darüber, dass er im wahren Leben nicht mitmischen darf und kann, halb hochmütig, da er den nur scheinbar ganz normalen Wahnsinn nicht miterleben muss. Er streckt Amanda die Zunge heraus.

Früher, bis zu dem Unfall mit dem Frittierfett, hatte sie ihn häufig gesehen. Er tauchte immer ganz plötzlich auf, wenn Amanda ihn am wenigsten gebrauchen und ertragen konnte. Dass er ebenso plötzlich wieder verschwand, verstand sich von selbst und störte Amanda nicht. War er ihr Zwilling Bruder, ihr zweites Ich, war er nur das Kind, das Regina an ihrer Stelle gern gehabt hätte? Richard jedenfalls wusste nichts von einem zweiten Kind, das so alt war wie Amanda und irgendetwas mit Regina zu tun hatte. Und wie jedes Mal, wenn sich das Phantom des Jungen gezeigt hatte, brach der Tagtraum ab.

Es heißt, der Mensch kann sich an alles gewöhnen. Inzwischen wurde Amanda in gewisser Weise mit diesem Tagtraum fertig. Doch Gewöhnung stellte sich keineswegs ein.

Sie war zu dem Schluss gekommen: „Man muss sich damit abfinden, dass bestimmte Schrecken unendlich viele Gesichter haben.“ Das zeigte sich schon daran, wie dieser Wachtraum aus den verschiedensten Situationen hervorschießen konnte. Und er fühlte sich nie vollkommen gleich an. Amanda konnte sich immer gut an das erinnern, was sie nachts träumte. Darum wusste sie, dass sie dieser Alptraum bislang nie im Nachtschlaf heimgesucht hatte. Und sie konnte sich beim besten Willen nicht erklären, warum das so war. Und auch die Frage, ob das ein gutes oder schlechtes Zeichen war, konnte sie nicht beantworten.

Amanda war inzwischen in der Lage, sich ganz still zu verhalten, wenn der Todesfall des Froschkönigs sie wieder einmal plötzlich angriff und besetzte. So wirkte sie einfach nur abwesend. Äußerlich war sie vollkommen ruhig. Sie schloss die Augen. Die innere Bewegung, der Sog war umso heftiger. Und so kam nach dem Alptraum zunächst immer eine Leere. Manchmal fragte Amanda sich, ob es sich wirklich um eine echte Leere handelte. Es konnte genauso gut ein absolutes Schweigen über das sein, was im Zusammenhang mit dem Todesfall des Froschkönigs sonst noch so passiert und wichtig war, aber in diesem Tagtraum keinen Platz, keine Zeit und keinen Ausdruck finden konnte. Manchmal fragte sich Amanda aber auch, was schlimmer für sie war, der Alptraum, der sie unberechenbar immer wieder heimsuchte, oder diese Leere, die vielleicht nichts anderes war als das versammelte Schweigen aller Schrecken, die sich nicht hatten in diesen Erinnerungsfaden verwickeln lassen.

In der Zeit in der Jugendpsychiatrie, die erst seit zwei Wochen vorüber war, hatte sie in gewisser Weise gelernt, diese beiden Widersacher, den Alptraum und die Leere, die ihm folgte, zu dulden. Sie hatte begriffen, dass diese beiden Schrecken sie nicht wieder verlassen würden. Und sie hatte ebenfalls begriffen, dass sie sich wie alles im Leben immer wieder verändern würden. Also musste sie gute Miene zu diesem bösen Spiel machen.

Diesmal dauerte die Leere oder das versammelte Schweigen nicht lange. Amanda öffnete die Augen. Sie sah sich um. Irgendetwas musste bald passieren. Denn niemand würde diese äußere Reglosigkeit, die das Klassenzimmer beherrschte, noch lange ertragen können.

Amanda blickte zur Tafel. Und plötzlich fiel ihr etwas ein, wie sie Bewegung in diese Situation bringen konnte. Sie stand langsam auf und ging nach vorn zur Tafel. Ihre Mitschüler merkten die Veränderung aber erst, als sie direkt vor der Tafel stand und die Kreide in die Hand nahm.

*„Der ordentliche Vierzeiler  
Genòvieve ist hier das größte Arschloch!  
Das weiß von uns längst jeder doch.  
Nehmt sie beim Angeln gleich als Köder!  
Sonst wird sie nur noch blöder.  
Orca“*

Amanda trat einen Schritt zurück und inspizierte noch einmal beide Vierzeiler ganz genau. Ihre Erwiderung wirkte keineswegs so beeindruckend wie das, was Genòvieve in Rot auf Schwarz auf Grün geschrieben hatte. Die Kreide war schließlich nur weiß. Und doch war es genau richtig

so, wie sie es gemacht hatte. Auf dem Rückweg zu ihrem Platz hatte es Amanda nicht eilig. Und im Vorübergehen sah sie das Buch auf Genòvieves Pult liegen. Auch Amanda hatte gelesen, was ihre Mutter geschrieben hatte.

„Ich kann nicht verstehen, warum 30.000 Leute 14,80 DM Für diesen Schund berappt haben!“, hatte Amanda zu Richard gesagt, nachdem sie zu Ende gelesen hatte.

„Erwachen in einem Alptraum von Regina Rademacher Band 1001 aus unserer beliebten Serie Schicksalsjahre!“, stand in hellblauer Schrift auf dem rosafarbenen Einband.

Und dann war da auch noch das Umschlagfoto. Natürlich sah Regina darauf ausgezeichnet aus. Zweidimensional wirkte sie immer hervorragend. Sie war blond und hatte hellblaue Augen. Regina Rademacher war vierzig Jahre alt. Ihr Gesicht war glatt und ihre Züge waren regelmäßig. Das Gesicht machte einen schönen, alterslosen Eindruck in gewisser Weise auf eine eher langweilige Art, was Regina selbst wohl nicht auffiel und deshalb auch nicht störte. Zumindest auf Fotografien konnten die Farbkante des Make-ups diesen Eindruck stark mildern, sie interessanter machen. Regina war nie Model gewesen. Dazu war sie wohl zu klein. „Die ewige Prinzessin!“, sagte Oma Frederike, Reginas Mutter, häufig und das nicht nur, wenn sie Fotos ihrer Tochter sah. Bei Amanda ging die Vorstellung, dass Regina ihrem Namen zum Trotz eine verwöhnte Prinzessin geblieben und bislang nicht zur Königin geworden war, so weit, dass sie beim Anblick von Fotos, die Regina allein oder mit anderen Personen zeigten, auf dem Kopf ihrer Mutter immer eine Prinzessinnenkrone sah. Und das war immer ein passendes Bild.

Dass Genòvieve dieses Buch las, wunderte Amanda nicht. Wahrscheinlich hatte sie sich sogar ein Autogramm und eine Widmung schreiben lassen, als sie Regina im Tennisclub begegnet war.

Amanda saß schließlich wieder auf ihrem Platz. Sie machte sich ganz still und fühlte, wie die Stille und die vergehende Zeit herum waberten. Sie waren wie eine zähflüssige Chemikalie, die nicht so recht vorwärts kam, die sich nicht direkt an die Menschen heranwagte, die aber dennoch aufdringlich und ätzend war. Warum konnte die Zeit auf der Welt nicht einfach von sich aus stehen bleiben, vor allem, wenn so viel Unheil versammelt war, das sie durch ihr Verstreichen nicht zerstören konnte? Wer oder was außer der Zeit wäre denn überhaupt dazu fähig, Unheil auszusetzen?

Diesmal war es Luchs, der zunächst vollkommen unbemerkt aufstand, zur Tafel ging und damit in diese zähflüssige Masse aus vergehender Zeit

und Stille ein Loch riss. Luchs war ein hochgewachsener, magerer Junge. Er hatte dunkelrotes Haar, grüne, katzenartige Augen und eine sehr helle Hautfarbe. Allerdings zeigte sich keine einzige Sommersprosse auf seinem Gesicht. Er hatte seinen Platz direkt neben Amanda. So war es immer schon gewesen. Und Amanda war froh über seine Gesellschaft. Die meisten Menschen hassten ihn. Hass war wohl ihre einzige Möglichkeit, darauf zu reagieren, dass er keine Gefühle zeigte und kaum sprach. Es hatte keinen Sinn für ihn, Gefühle zu zeigen. Vielleicht hatte er irgendwann beschlossen, seine Gefühle zu bewachen. Vielleicht war es aber auch nach und nach einfach so zu dieser Zurückhaltung gekommen. Selbst Amanda, die ihn kannte, seit sie denken konnte, wusste es nicht. Nur wenige Menschen konnten die winzigen Zeichen spüren und deuten, die seine Empfindungen ausdrückten.

Luchs wollte die beiden Vierzeiler vernichten, obwohl sie in gewisser Weise unzerstörbar waren. Jeder, der sie gesehen hatte, würde sie nicht vergessen. Aber es war absolut nicht nötig, noch mehr Menschen mit diesen Feindseligkeiten zu belästigen. Doch es entstand eine neue Leerstelle. Luchs wusste nicht, welchem Vierzeiler er zuerst ein Ende machen sollte.

„Na, hilft der brave Fifi Frauchen wieder aus der Klemme?“, meinte Germain Brech, der rechts neben seiner Zwillingsschwester Genòvieve saß.

„Halt's Maul, Brech! Es ist doch noch gar nicht raus, wem der Luchs hilft. Wenn die uns als Vertretung zum Beispiel das Erdmännchen, äh, Frau Erdmann schicken, und das Zeug ist noch nicht weg, dann hat dein Schwesterherz einen rabenschwarzen Tag. Denn die peilt, wie die Sache abgegangen ist, und zwar schneller als 'ne Wildsau den Baum rauf kommt!“

Kaum hatte Hacker, der eigentlich Valentino Storni hieß, zu Ende gesprochen, als die Tür aufging und sich die kleine, graue Gestalt von Frau Erdmann im Türrahmen zeigte. Frau Erdmann war eine auffallend kleine und unscheinbare Person. Aber sie verfügte bei näherer Betrachtung über natürliche Autorität. Sie mochte die Schüler. Und es war schwer bis unmöglich, bei ihr in Misskredit zu geraten. Frau Erdmann grüßte beim Betreten des Klassenzimmers freundlich, aber es konnte nicht den geringsten Zweifel daran geben, wie genau sie die Situation erspürte, die im Klassenzimmer herrschte. Doch sie machte um ihre Witterung zunächst kein Aufhebens. Sie ging zum Lehrerpult. Sie stellte ihre Tasche ab. Sie zog ihre Jacke aus und hängte sie über den Stuhl. Sie setzte sich. Sie holte ihren Kugelschreiber heraus und machte ihre Eintragung in das Klassenbuch. Alles das tat sie mit tiefer Gemütsruhe. Und diese Gelassenheit trug

dazu bei, dass sich die unangenehme Atmosphäre, die sich im Klassenzimmer aufgebaut hatte, zumindest etwas zu klären begann. Erst als sie mit den Routinedingen fertig war, wandte sich Frau Erdmann an Luchs:

„Manni, geh zu deinem Platz. Du hast ja nichts gemacht und gar nichts mit dieser Sache zu tun!“

Luchs folgte ihrer Aufforderung und kam zu seinem Platz zurück.

„Amanda, Genòvieve, macht das Zeug von der Tafel weg. Es ist wirklich nicht nötig, dass das da noch länger bleibt!“

Amanda stand auf und ging zur Tafel, nahm den Schwamm, feuchtete ihn an und wischte ihren Vierzeiler weg. Da sich die zähflüssige Stille, die von den Mädchen und den Vierzeilern, die sie geschrieben hatten, hervorgerufen worden war, natürlich noch nicht vollkommen aufgelöst hatte, waren diese kleinen Geräusche, die Amanda verursachte, sehr laut. Amanda machte sich gerade auf den Rückweg, als Germain meinte, sich einmischen zu müssen.

„Frau Erdmann, meinen Sie nicht auch, dass es genügen würde, eine zu beauftragen, sich um die Tafel zu kümmern? Ökonomisch, zeitökonomisch, ist das nicht vernünftig. Zeit ist schließlich Geld. Und mein Vater sagt immer, dass an deutschen Schulen viel zu viel Zeit vertan wird mit Dingen, die gar nicht so wichtig sind, und dass viel zu wenig gelernt wird.“

„Dann frag deinen Vater doch mal, ob es zeitökonomisch vernünftig ist, seine Englischhausaufgaben nicht oder ziemlich unvollständig zu machen, eine Englischarbeit abzuliefern, die zwar nach zwanzig Minuten schon fertig ist, bei der aber die Hälfte der Aufgaben nicht oder nur ansatzweise gemacht wurden. Wenn dein alter Herr sich über meinen Unterricht beschweren will, sag ihm ruhig, dass er jederzeit zu mir kommen kann. In dieser Sache geht es nicht um Zeitökonomie. Es geht um Konsequenzen, die Menschen für ihr Tun tragen müssen. Jeder ist für das verantwortlich, was er oder sie tut! Also Genòvieve, was ist?“

Genòvieve rührte sich nicht.

„Genòvieve, niemand wird dich drängen. Niemand wird dir einen Befehl erteilen. Niemand wird dich anbetteln. Aber alle werden warten, bis du tust, was du tun sollst!“

Zunächst reagierte Genòvieve nicht. Aber dann begann sich eine neue Stille im Klassenraum auszubreiten und besonders auf Genòvieve zu wirken. Diese Stille ähnelte dem Schweigen und der Ruhe, die vor einem Unwetter in der Natur herrscht, oder der aufmerksamen Stille, die von einem lauernenden Raubtier ausgeht. Genòvieve war durchaus daran gewöhnt, das Interesse ihrer Mitmenschen auf sich zu ziehen, im Mittelpunkt zu stehen. Doch diese Aufmerksamkeit war ganz anders als die,

die das hübsche Mädchen kannte. Diese Aufmerksamkeit schien nicht ihr zu gelten. Sie galt eher der Konsequenz, die Frau Erdmann angesprochen hatte. Doch Genòvieve konnte der Wirkung dieser besonderen Stille nicht ausweichen. Sie kam von allen Seiten und war unerbittlich auf sie gerichtet. Die Sympathie, die das Mädchen gewöhnt war, die sie bei vielen Klassenkameraden genoss, fand einfach keinen Platz mehr. Amanda schloss die Augen. Schließlich stand Genòvieve auf. Sie ging sehr langsam auf die Tafel zu. Sie stolperte sogar etwas auf ihren hohen Schuhen.

„Das sind nicht die richtigen Schuhe, wenn man plötzlich Konsequenzen tragen muss“, dachte Amanda.

Sie hörte, wie Genòvieve die Pappe abriss, damit zum Papierkorb ging, sie in ganz kleine Schnipsel zerfetzte und einzeln hineinwarf. Dann ging sie mit etwas sichereren Schritten als zuvor zu ihrem Platz zurück. Nach einer kurzen Pause fragte sie in genervtem Ton, der ihre Stimme, mit der sie immer höher sprach, als die natürliche Stimmlage war, einen noch unangenehmeren Klang gab:

„Und ist es jetzt wenigstens gut?“ – „Nein, wie sollte es plötzlich einfach wieder gut sein? Aus einem Misthaufen wird nicht ohne Weiteres ein Rosenbeet. Aber wenigstens ist es in gewisser Weise zu Ende.“

Nach einem kurzen Blick in das Klassenbuch begann Frau Erdmann mit dem Unterricht.

Amanda und Luchs nahmen an dieser Doppelstunde nicht teil. Normalerweise beherrschten sie die Kunst der Parallelbeschäftigung. Amanda hatte bislang nie Schwierigkeiten gehabt, einen Aufsatz zu schreiben und sich ganz nebenbei die Bauanleitung für ein Modellschiff oder ein Möbelstück einzuprägen. Es fiel ihr normalerweise auch nicht schwer, sich einen Film über Afrika anzusehen und gleichzeitig Spielzüge für Streethockeypartien zu entwickeln und aufzuzeichnen, die sie dann Luchs zur Begutachtung vorlegte, nachdem er sich zuvor mit einem Artikel über Astronomie befasst hatte. An diesem Morgen konnte diese Technik aber nicht zum Einsatz kommen. Sie waren fast unendlich weit von allem, was sich um sie herum abspielte, entfernt. An diesem Morgen machten sie gar nicht erst den Versuch, sich in das normale Geschehen einzuklinken. Sie waren einander lange nicht begegnet. Es war viel passiert. Und es gab viel auszutauschen. Das, was eben im Klassenzimmer passiert war, hatte dafür gesorgt, dass es jetzt nötig war, sich zumindest mit einigen wirklich wichtigen Dingen aus der näheren und weiteren Vergangenheit zu beschäftigen. Warum das so war, konnte Amanda nicht sagen. Aber das war auch nicht wichtig. Denn irgendwann hätten sie sich ohnehin um alle diese Dinge kümmern müssen.

Früher hatten sie höchstens technische Skizzen oder Spielverläufe für Streethockey ausgetauscht. Amanda war es immer merkwürdig vorgekommen, Briefchen unter dem Tisch durchzureichen. Ein Klassenzimmer war normalerweise kein Ort für Geheimnisse. Die Tinte war noch nicht trocken, und alle wussten Bescheid. Aber Luchs und Amanda waren an diesem Morgen einfach zu weit weg, die anderen hatten auch erst einmal genug erlebt, um sich keine Gedanken mehr über die Belange von Mitschülern zu machen, die zum Glück auch ganz hinten in der Klasse saßen.

„Ich bin sehr froh darüber, dass du endlich wieder da bist! Alle im Rudel sind erleichtert darüber. Wir haben beschlossen, dich wieder zum Trainer und zum Captain unserer Mannschaft zu machen.“

„Ich bin auch froh darüber, endlich wieder bei euch sein zu können. Und ich kann dir gar nicht sagen, wie erleichtert ich darüber bin, dass weder dieser Bildungsbunker noch die alte Hexe, die deine Großmutter ist, dich kleingekriegt haben. Wie geht es dir? Gibt es etwas Neues?“

Luchs schrieb langsam. Als Amanda schließlich den Zettel wieder bekam, um ihn zu lesen, kam es ihr so vor, als habe Luchs so lange gebraucht, da er zunächst seine Antwort hatte bis auf die nackten Fakten ausziehen müssen, um danach seine Gefühle sorgfältig zwischen den Zeilen unterzubringen. Das war ein gutes Versteck. Wenn doch jemand diesen Zettel finden sollte, wäre er oder sie nicht in der Lage, Luchsens Empfindungen darin zu finden. Doch für Amanda lag alles klar und deutlich in und zwischen den Zeilen.

Luchsens Langsamkeit hatte viel mit dieser Strategie, die alles andere als ein Versteckspiel war, zu tun. Daher nahm sich Amanda so viel Zeit als möglich, um seine Antwort zu lesen, als er ihr das Blatt schließlich gab.

„Jetzt ist es amtlich. Unser alter Herr wird aus dem Knast entlassen. Aber nur die Großmutter weiß, wann er wiederkommt. Sie hat eine Wohnung gesucht. Jedenfalls behauptet sie das. Und sie hat ziemlich schnell eine gefunden. Es ist die Dreizimmerwohnung, in der wir ganz früher waren. Sie hat sie gleich in seinem Namen angemietet. Der Zorro und ich haben das Teil in den Herbstferien renoviert. Es war ziemlich heruntergekommen. Vielleicht stand sie die ganze Zeit leer.“

Wenn diese Wohnung tatsächlich all die Jahre unbewohnt gewesen war, lag das wohl daran, dass jeder in der Gegend wusste, dass es dort zuletzt einen gewaltsamen Todesfall gegeben hatte. Wenn diese Wohnung ein ganzes Jahrzehnt leer gestanden hatte, wehte dort nur der Atem dieser Katastrophe. Was konnten da ein paar Eimer mit Farbe schon ausrichten, die Luchs und sein älterer Bruder auf Wände und Decken gebracht hatten? Angeblich waren die Wohnungen in dem Haus vor zweieinhalb

Jahren in Eigentumswohnungen umgewandelt worden. Aber woher sollte die alte Frau, die allem Anschein nach von einer Witwenrente lebte, das Geld für einen Immobilienkauf haben? Es musste wohl so sein, dass der Eigentümer das Objekt wieder vermietete, da er wie alle in der Umgebung Bescheid wusste, nicht in dieser Wohnung leben wollte und froh war, einen Mieter gefunden zu haben. Amanda war davon überzeugt, dass Luchsens Großmutter irgendwo einen Platz gefunden hatte, um die Möbel ihres Sohnes unterzubringen, um sie im Fall des Falles, der jetzt bald eintreten sollte, wieder für Luchs, seinen Bruder und ihren Vater aufzustellen. Das Wort „vielleicht“ hätte Luchs gar nicht erst auf den Zettel schreiben müssen. Denn er hatte mit Sicherheit recht. Auch davon war Amanda überzeugt. Obwohl er keine Gefühle zeigte, vielleicht aber auch gerade deshalb, hatte Luchs ein untrügliches Gespür für die Art, wie solche Dinge funktionieren. Und schließlich war er derjenige, der auf die schrecklichste Art in diese Sache verwickelt war.

Amanda kannte Luchs schon länger als sie denken konnte. Er war Zeit seines Lebens sehr zurückhaltend gewesen. Doch dann hatte sich alles so geändert, dass sich auch Amanda erst daran hatte gewöhnen müssen, wie viel stiller Luchs geworden war. Luchs, den damals alle Kinder noch Manni nannten, war vor zehn Jahren mehrere Tage nicht in den Kindergarten gekommen. Seine Großmutter hatte in dieser Zeit nur seinen Cousin, der in einer der anderen Gruppen war, jeden Morgen in den Kindergarten gebracht und hatte ihn mittags wieder abgeholt. Vorher hatte sie sich mit Mannis Mutter morgens und mittags mit dem Bringen und Abholen der beiden Kinder abgewechselt. Als Amanda schließlich zu dem Haus gegangen war, wo Manni gewohnt hatte, war ihr nicht geöffnet worden. Dann war sie zwei Häuser weiter gegangen, wo seine Großmutter gelebt hatte. Als sie geklingelt hatte, wurde durch die Gegensprechanlage gefragt: „Wer ist da?“ Aber die alte Frau hatte ihr einfach die Tür nicht geöffnet, nachdem sie ihren Namen gesagt hatte. Irgendwann war Manni wieder gekommen, stiller als je zuvor, was Amanda nie für möglich gehalten hätte. Zur Begrüßung hatte er der Kindergärtnerin nur zugnickt und hatte kein einziges Wort gesagt. In gewisser Weise hatte sich aber nichts geändert. Und das war ganz besonders schlimm gewesen. Manni, Luchs, hatte getan, was er immer so tat. Er hatte gemalt, er hatte gebaut, er hatte gefrühstückt, aber er hatte nichts gesagt und zwar zu niemandem. Die Kinder durften immer frühstücken, wann sie wollten. Und da ihn außer Amanda niemand in der Gruppe mochte, war es häufig vorgekommen, dass Luchs alleine am Tisch gesessen hatte, oder dass sie nur zu zweit gewesen waren. An diesem Morgen hatte Amanda genau darauf geachtet,



mit ihm zusammen zu essen, damit sie danach auch mit ihm zusammen in den Waschraum gehen musste, um sich die Hände zu waschen und die Zähne zu putzen. Als sie auch mit dem Zähneputzen fertig gewesen waren, war Amanda zur Tür gegangen, hatte sich fest mit dem Rücken gegen die Tür des Waschrums gelehnt und hatte mit der linken Hand von unten gegen die Klinke gedrückt, damit niemand hereinkommen konnte.

„Was ist denn passiert?“, hatte Amanda so leise als möglich gefragt. Doch trotzdem hatten ihre Worte laut in dem Raum widergehallt. Waschräume und Toiletten in Kindergärten, Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden sind keine Orte, um über wirklich wichtige Dinge oder Geheimnisse zu sprechen. Mit ihren vielen glatten Flächen und der zur Schau gestellten Sauberkeit können sie Klängen, mit denen sie ihrer Art nach gar nichts gemein haben, ihrer Andersartigkeit wegen nichts anderes als Verrat zufügen. Auch seine Antwort hatte jenen verräterischen Hall bekommen. Es war fast so gewesen, als ob sie sehr weit voneinander entfernt gewesen wären, als ob sie jeder andere hätte hören können, nur nicht der Freund und die Freundin, obwohl sie voneinander nur eine Armeslänge entfernt standen. Doch diese befremdliche Art der Entfernung hatte ihrem guten Kontakt in gewisser Weise nichts anhaben können. Sie hatten keine Energie darauf verschwendet, sich gegen diese merkwürdige Art der Distanz aufzulehnen, sie überwinden zu wollen. Sie hatten sich dem, was da kommen würde und was Sache gewesen war, gestellt, indem sie einfach stehen geblieben waren und einander angesehen hatten. Sie hatten an diesem Morgen zwei Dinge begreifen müssen. Und diese Einsichten waren nicht von der unnatürlichen Entfernung hervorgerufen worden. Amanda hatte sofort gespürt und gewusst, wie viel Mut und Kraft Luchs für seine Antwort auf ihre Frage gebraucht hatte. Und Luchs hatte gespürt und gewusst, wie schwer diese Sache auch für Amanda gewesen war. Außerdem lernten sie, was es Menschen kostet, sich anzuvertrauen und vertrauenswürdig zu sein. Es kostet Kraft, Mut und Lebenszeit. Und niemand weiß, wie viel ihm von diesen Dingen wirklich zur Verfügung steht. Es ist wahr, dass sich zu offenbaren zu einer Verwandlung der erlebten Schrecken führen kann. Aber eine Garantie gibt es nicht. Und der Preis kann zu hoch sein. Diese Erfahrung hatte sich Amanda augenblicklich und unwiderruflich in die Seele eingebrannt. Und sie wusste, dass es Luchs ebenso ergangen war. Luchs beschuldigte Amanda nicht, die Schrecken des vergangenen Wochenendes freigelassen zu haben, indem sie ihn danach gefragt hatte, was passiert war. Und Amanda gab Luchs nicht die Schuld daran, nicht die Kraft gehabt zu haben, ihr das Geschehene zu verschweigen. Seit diesem Morgen fürchtete Amanda sich davor,

Menschen, die sie liebte, ihre Ängste und erlebten Schrecken zu zeigen.

Luchs hatte damals langsam, ruhig, sogar sachlich gesprochen: „Am Samstag hat es Streit gegeben. Der Papa hat der Mama eine Flasche auf den Kopf gehauen. Sie ist umgefallen. Sie blieb liegen. Sie stand nicht wieder auf. Der Papa stand zuerst nur da. Dann ging er aus der Küche. Im Schlafzimmer hat er Sachen gepackt. Dann ging er raus und hat die Tür hinter sich abgeschlossen. Es wurde Nacht. Es wurde Morgen. Es wurde Mittag. Es wurde Nachmittag. Es wurde Abend. Irgendwann hat die Frau Weiler von gegenüber die Tür aufgeschlossen. Sie hat mich gesehen. Sie hat die Mama gesehen. Sie hat die Polizei angerufen.“ – „Und wo wohnst du jetzt?“ – „Bei der Großmutter!“ – „Bei Deiner Oma?“ – „Sie will, dass wir Großmutter sagen!“ – „Ich bin froh, dass du wieder da bist!“ – „Und ich bin froh, dass du auch noch da bist!“

Amanda hatte es sehr verdächtig gefunden, dass eine alte Frau freiwillig und ausdrücklich auf den freundlichen Ehrentitel Oma verzichtete. Gemocht hatte sie die Frau mit ihrer strengen Frisur nie. Aber seit diesem Morgen verabscheute sie sie abgrundtief.

Amanda schrieb ihren Alptraum auf den Zettel: „Ohne die Filme kannst du mir sowieso nichts anhaben!“, quakt der Froschkönig. Und dann lacht er auch noch so. Er legt seine Hand fest auf meinen Arm. – Gefrierbrand! – Ich warne ihn. Er verhöhnt mich weiter. Er legt seine Hand noch fester auf meinen Arm. Er versucht, mich gegen die Küchenwand zu drängen. Ich nehme all meine Kraft zusammen. Ich stoße ihn von mir weg. Er fällt auf das Schachbrettmuster des Fußbodens. Er bleibt liegen. Die Gewissheit seines Todes sickert durch die Ewigkeit einer Sekunde zu mir herüber und durch mich hindurch. – Brandfrost! – Ich schliesse die Augen. Ich öffne sie aber gleich wieder. Und er liegt immer noch da auf den schwarz-weißen Fliesen. Sein Grinsen ist auch immer noch da. Aber es ist verschoben. Denn sein Fleisch ist zurückgegangen und ausgetrocknet wie bei der Verwesung. Und der blonde Junge in meinem Alter, der mehr Reginas Sohn ist als Dian, nicht nur, weil er mit Regina und mir eine ältere Geschichte hat, steht in der Küchentür und hält Maulaffen feil. Und er macht sein übliches Gesicht, halb beleidigt darüber, dass er im wahren Leben nicht mitmischen darf und kann, halb hochmütig, weil er diesen ganzen Wahnsinn nicht miterleben muss, streckt er mir die Zunge heraus. Ich habe auch jemanden auf dem Gewissen. Mich unterscheidet wohl nichts von deinem alten Herrn! – Was sollte da einen Unterschied machen?“

Amanda schob den Zettel langsam über das Pult. Während sie das tat, bereute sie es bereits, ausgerechnet den Luchs mit diesen Anfällen zu behelligen. Das kam ihr gemein und unfair vor. Schließlich musste er in

allernächster Zukunft genug ertragen und er hatte in den dreizehn Jahren seines Lebens ohnehin schon mehr erduldet als die meisten in ihrem ganzen Leben. Andererseits gab es zurzeit niemanden außer Luchs, bei dem diese Angelegenheit gut aufgehoben war. Richard kam derzeit für derart persönliche Dinge nicht infrage. Denn Regina hatte ihren Kontakt wieder einmal ausgedünnt. Sie durften einander nur alle vierzehn Tage in ihrem Beisein begegnen. Und die Treffen hatten in jenem Snobistenbau stattzufinden, in dem Amanda, Regina, ihr neuer Macker, Ignatz-Melchior Brech und Amandas Halbgeschwister wohnten, und den Regina von ihrem verstorbenen Mann, dem Froschkönig, geerbt hatte. Unter diesen Umständen waren persönliche Gespräche unmöglich.

Luchs las langsam, was Amanda geschrieben hatte. Dann machte er eine Pause, bevor er ebenso langsam seine Antwort aufschrieb. Er überprüfte jedes einzelne Wort, nachdem er es zu Papier gebracht hatte, und als er fertig war, las er alles noch einmal sorgfältig durch. Erst dann schob er den Zettel vorsichtig zu Amanda hin. In der ganzen Zeit zeigte sich keinerlei Gefühlsregung auf seinem Gesicht oder in der Körperhaltung. Als Amanda zu lesen begann, legte Luchs seine linke Hand auf ihre Rechte, was lediglich wie eine versehentliche Berührung wirkte. Dass Luchs seine Hand nicht wegnahm, während Amanda las, was er für sie geschrieben hatte, vermittelte nach außen den Eindruck, als ob der Junge einfach vergaß, seine Hand wieder wegzunehmen. In Wirklichkeit jedoch wurde Amanda wieder einmal jenes tiefe Mitgefühl zuteil, über das Luchs verfügte, das aber von einer Art war, die von den meisten Menschen nicht bemerkt wurde.

„Ich denke, mir sind auf die Schnelle nicht alle Unterschiede eingefallen, die es gibt.

Du warst in die Enge getrieben, mein Vater nicht. Du hast den Froschkönig vorgewarnt, mein Vater hat meine Mutter nicht gewarnt. Weil es eine ganz andere Vorgeschichte war, hast du dich gegen den Froschkönig verteidigt, obwohl du größer und stärker warst als er. Mein Vater hat sich nicht verteidigen müssen. Du hast nur deine Körperkraft eingesetzt. Er hat sich eine Waffe geschnappt. Und weil du ganz auf dich selbst gestellt warst, hast du die Folgen mehr zu spüren bekommen als mein Vater, obwohl der für zehn Jahre in den Bau gekommen ist. Du bereust, was passiert ist, mein Vater versteckt sich vor der Reue. Er glaubt, dass ihm das alles einfach so passiert ist, sich ergeben hat. In beiden Fällen liefen in diesem einen entscheidenden Augenblick die Fäden der Vorgeschichten zusammen. Diese Tatsache spielt aber als Gemeinsamkeit keine Rolle, weil es um zwei ganz unterschiedliche Sachen ging. Mehr fällt mir im

Moment nicht ein. Und was diesen Jungen angeht, kommt ganz bestimmt noch heraus, wer er ist und was es sonst so mit ihm auf sich hat. Aber das ist so eine Sache. Da hat es gar keinen Sinn, Druck zu machen. Das kommt leider so, wie es kommen muss und wann es kommen muss!“ – „Danke!“

Das war erst einmal alles. Und es war erst einmal mehr als genug. Amanda faltete den Zettel sorgfältig zusammen und steckte ihn ein. Die Worte, die gesagt und geschrieben worden waren, blieben offensichtlich an allem, was sich in der Klasse befand, haften. Darüber wunderte sich Amanda keineswegs. Und sie war ebenso wenig erstaunt darüber, dass die Zeit unter diesem Eindruck nicht anders konnte, als so zu tun, als ob sie lediglich im Schneckentempo vergehen würde. Aber endlich ertönte der Dreiklang des Gongs, der den Beginn der ersten großen Pause ankündigte.

Amanda stand auf, ging zum Fenster, öffnete es, zog sich ihre Jacke an und schulterte ihren Tornister. Sie hatte es nicht eilig, nach draußen zu kommen, obwohl sie sich auf die Zeit auf dem sonnigen Schulhof freute. Frau Erdmann machte ihr ein Zeichen. Amanda blieb am Lehrerpult stehen. Frau Erdmann sah zu Genòvieve hinüber.

„Du musst jetzt noch einen Augenblick warten!“

Als Frau Erdmann sich wieder Amanda zuwandte, fühlte diese die Aufmerksamkeit der Klassenkameradin auf sich ruhen. Später wunderte sich Amanda darüber, dass sie diese Aufdringlichkeit nicht im Geringsten gestört hatte. Ihr kam irgendwann der Gedanke, dass ein Teil der Souveränität, die Frau Erdmann ausstrahlte, wie selbstverständlich auf sie übergegangen war.

„Erinnerst du dich noch daran, welche Aufgabe ich euch gegeben habe, als ich damals Frau Heidkamp im Deutschunterricht vertreten habe?“ Amanda erinnerte sich sehr genau. Das war vor ziemlich genau drei Jahren gewesen. Nach diesem Halbjahr war Frau Heidkamp aus gesundheitlichen Gründen in den vorzeitigen Ruhestand versetzt worden. Diese Zeit war bisher die einzige Zeit in ihrer Schullaufbahn gewesen, in der Amanda keine Probleme mit ihren Deutschaufsätzen gehabt hatte. Unter ihren Aufsätzen stand, seit sie den ersten hatte schreiben müssen, immer der gleiche Abschlusskommentar: „Die Arbeit zeigt, dass die Aufgabenstellung genau verstanden wurde, die Bearbeitung erfolgte jedoch bei Weitem nicht altersgemäß.“

Als Amanda gefragt hatte, ob sie ihren Altersgenossen weit hinterher hinkte oder weit voraus war, hatte sie die Antwort bekommen, dass diese Anmerkungen nicht für die Schüler seien, sondern Notizen für die Eltern

waren. Daher hatte sie sich schließlich an Regina gewandt, die die Kommentare las, da sie die Arbeit schließlich auch unterschreiben sollte. Diese Mühe hätte sich Amanda sparen können. Denn Regina las die Anmerkungen, aber sie las sie halblaut und schnell, wie sie alles las, was sie nicht sonderlich interessierte.

„Hinke ich den anderen Kindern weit hinterher, oder bin ich ihnen weit voraus?“ – „Die Kommentare sind nicht für die Kinder. Die sind ausschließlich für die Eltern“, hatte Regina ungehalten erwidert und hatte den Aufsatz eilig unterschrieben.

Frau Erdmann hatte sie verstanden, so wie sie sie auch in ihren Geschichts- und Englischarbeiten verstand. Am liebsten erinnerte sich Amanda jedoch an die große Aufgabe, die Frau Erdmann ihnen in der Vertretungszeit für Frau Heidkamp gegeben hatte. Sie hatten vier Wochen Zeit, ihr Lieblingsbuch in Bild und Schrift vorzustellen. Zu diesem Zweck hatte sich Amanda eine dicke Kladde im Din-A5-Format gekauft. Es war ein Hardcover. Doch sie hatte den Band in eine gemaserte Klarsichtfolie eingeschlagen. Unter der Folie klebte auf der Vorderseite das Foto eines Blauwals und auf der Rückseite das Bild einer Delfinschule, die in der Nähe einer Insel spielte. Durch die Maserung des Schutzumschlags wirkten die Fotos leicht verschwommen. Das hatte Amanda bereits damals sehr gefallen und diese Covergestaltung war einer der Gründe dafür gewesen, warum sie diesen Band wirklich vier Wochen lang täglich in die Hand genommen hatte, um darin zu schreiben.

„Ich habe dich damals gebeten, dein Heft behalten zu dürfen, und dir eine ausführliche Beurteilung für deine Mutter gegeben, erinnerst du dich?“

Amanda erinnerte sich auch daran sehr gut. Es war auch an einem schönen Herbsttag gewesen, zu Beginn der ersten großen Pause. Frau Erdmann bückte sich und nahm die Kladde aus ihrer Aktentasche. Sie hielt das Buch Amanda hin.

„Ich glaube nicht, dass ich es jetzt zurücknehmen kann, äh, darf!“ – „Natürlich kannst und darfst du es zurücknehmen, weil ich es dir angeboten habe und weil du es nicht zurückgefordert hast.“

Amanda machte immer noch keine Anstalten, ihre Kladde entgegenzunehmen. Frau Erdmann schlug eine der hinteren Seiten auf und Amanda fiel schlagartig der einzige Schönheitsfehler ein, den die Sache gehabt hatte. Die letzten Seiten waren weiß und leer geblieben. Es war das erste und einzige Mal gewesen, dass Amanda sich wirklich über ihre sehr kleine Schrift geärgert hatte. Und genau eine der Seiten, die damals nicht beschrieben worden waren, hielt ihr Frau Erdmann jetzt hin.

„Nachwort für Amanda die Nixe von Hermine Erdmann!“, stand jetzt da, ebenfalls in einer kleinen und ordentlichen Schrift.

„Ich hatte sowieso immer schon vor, mir dazu noch weitere Gedanken zu machen und es dir dann zurückzugeben. Spätestens bei eurer Abschlussfeier hätte ich es dir wiedergegeben. Aber als ich gehört habe, dass du wiederkommst, dachte ich, es wäre ein guter Zeitpunkt. Und dann habe ich mich in den Herbstferien hingesezt und mich damit befasst. In deinen Aufzeichnungen sind viele hilfreiche Gedanken für schwierige Zeiten. Du wirst sie brauchen können!“

„Aber das gilt wohl nicht. Das ist ja von mir selbst geschrieben.“

„Aber natürlich gilt es. Warum sollte Hilfe zur Selbsthilfe nicht gelten? Zum Beispiel in der Medizin gibt es Verfahren mit Eigenbluttherapie. Und es gilt auch der alte Satz, hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Wahrscheinlich muss es sogar heißen, hilf dir selbst, so hat Gott dir schon geholfen!“

Schließlich entschied sich Amanda. Sie setzte ihren Tornister ab, öffnete ihn, nahm den Band mit einem kurzen Dank entgegen und schob ihn zwischen ihre anderen Bücher. Frau Erdmann machte eine Abschiedsgeste, die Amanda erwiderte, dann ging die kleine Frau auf Genövieses Platz zu.